

seinem Heere entkam. Deshalb hat Hermann den Andogastrius vor allem Volk hart angelassen; der Chattenfürst aber ist ergrimmt mit seinen Wehrmännern aufgebrochen und hat bei den Göttern geschworen, an Hermann sich zu rächen. Schickst du ihm Botschaft zu, Amilius, so werden des Andogastrius Ehren für dieselbe nicht verschlossen sein.“

„Du selbst sollst mein Bote sein!“ rief Amilius triumphierend aus. „Damit du siehst, wie ich dir Dank weiß für solche Nachricht, soll das Silbergeschirr, das hier meine Tafel belastet, dein Eigentum sein. Noch heute werden es meine Sklaven dir in deine Wohnung überbringen.“

Erfreut dankte Sempronius, ohne das Geschenk abzulehnen, das den römischen Sitten entsprechend war. Amilius rief den Sklaven zu, die in vergipften Amphoren griechischen Wein aufstellten, den kostbarsten, den sein Keller barg, herbeizubringen.

Die Becher wurden gefüllt, und der Schluß des Mahles verlief unter lärmender Heiterkeit, denn die Tischgenossen träumten schon von der glücklichen Heimkehr nach Rom, von den Würden und Ehren, mit denen Tiberius sie alle belohnen werde, die zu der Entzweiung und Niederlage Germaniens mitgewirkt hatten.

6.

König Marobod.

Rastlos wanderte Friedhilde Tag für Tag weiter, zuerst thalaufwärts, dann über Höhenzüge, über grüne Felder und durch den dichten, stillen Wald. Gastfreundliche Herberge über die Nacht fand sie in jedem Hause, in das sie abends eintrat. Wenn sie morgens weiterging, ward ihr meist der Wunsch auf den Weg gegeben: „Mögen die Himmlischen dich schützen auf dem Wege und dich glücklich zum Ziele führen!“ Ihr Vorhaben galt für heldenmütig, aber nicht für abenteuerlich, da die Frauen ja häufig den Männern in den Krieg nachfolgten.

Endlich gelangte sie zum Schlachtfeld; sie fand Gräber in weiter Reihe, Aschenhügel mit Steinen bedeckt. Der Hund stieß ein klagendes Geheul aus, dann sprang er, nach einer Spur suchend, auf dem weiten Felde umher. Ihr Bruder ruhte hier unter den Gefallenen; sie setzte sich auf der Todesstätte nieder und rief sich die Erinnerung an ihn vor die Seele, sie dachte seiner muntern Knabenspiele, die sie mit ihm geteilt, sah ihn zum Jüngling heranreifen und vor der Gaugemeinde feierlich mit Waffen bekleiden. Sie hörte seine Stimme im Heldengesang, wenn zur Winterzeit, beim Sonnenwendfest Männer und Jünglinge sich im sackelzerhellten Saale sammelten, sah ihn von der kühnen Jagd zurückkehren, über die Schulter das Fell des Bären geworfen, mit dem er Brust gegen Brust

gerungen hatte. Endlich sah sie ihn mit Vater und Brüdern zum Kriege ausziehen, sah ihn kühn gegen die Feinde eindringen, bis der tödliche Speerwurf ihn traf und er von Vater und Bruder hinter die Schlachtreihen getragen wurde, wo er in den Armen der Mutter sein junges Leben aushauchte.

Der herankommende Hund weckte sie aus ihren wachen Träumen; er hatte seine Runde auf dem Schlachtfeld beendet und sich still zu ihren Füßen niedergelassen. Jetzt legte er den Kopf auf ihre Kniee und schaute sie mit den klugen Augen an, als ob er zum Aufbruch mahnen müsse.

„Du hast recht, Fasso! mein Bruder ist bei Allvater im himmlischen Saal,“ sprach die Trauernde und richtete den Blick von der Reihe der Grabhügel zum herbstlich klaren Himmel empor; „doch mein Gatte ward nicht unter den Toten gefunden; er schmachet in Feindesgewalt, zu ihm führt mein Weg.“

Eine Stunde hatte sie der Erinnerung an den Toten geschenkt; nun erhob sie sich und verließ das Schlachtfeld, um ihren einsamen Weg weiter fortzusetzen. Sie durchwanderte die Orte rings im Kreise um das Schlachtfeld, wo mancher wunde Mann gastliches Obdach und Pflege gefunden hatte. Emilo war nicht unter diesen. Schon begannen die kürzeren Tage, Herbstnebel und Regen die Wanderschaft zu erschweren, als endlich die stets vorwärts Eilende die böhmischen Berge erreichte, indem sie den Weg erfragte, welchen König Marobod mit seinem Heere genommen hatte.

War sie auch jetzt im feindlichen Markomannenland, so waren doch auch die Bewohner dieses Landes Söhne Teuts und übten deutsche Gastfreundschaft; die Familienbände wurden heilig gehalten; eine Frau stand als Gefährtin des Mannes in höherer Achtung bei ihnen, als bei den hochgebildeten Römern. Offen erzählte Friedhilde die Absicht ihrer Wanderschaft, und nirgends wurde ihr etwas in den Weg gelegt. Wenn ihr Mann Gefangener war, so mochte sie immer versuchen, seine Befreiung zu bewirken. Allgemein wurde sie nach der Hauptstadt gewiesen, wohin Marobod die Gefangenen geführt hatte, deren nur wenige mitgebracht worden waren. Sie machte die Wahrnehmung, daß der unterjochte Stamm der Einwohner des Landes Marobod fürchtete und haßte, daß aber auch die markomannischen Eroberer mit ihm unzufrieden seien, die einen wegen seiner Niederlage, die andern, weil kundgeworden war, daß er um die Freundschaft der Römer sich bewerbe.

Schon brach der Winter ein; kaum waren die Jugendkräfte des starken Germanenweibes den Mühseligkeiten des Weges noch gewachsen, doch ihr Mut blieb aufrecht, und der Stern, von dem Herzog Hermann gesprochen, hörte nicht auf, ihr zu strahlen. Ihre Hoffnung aufrechtzuhalten, trug ihr stummer Reisegefährte, der treue Hund, bei. Er half ihr die Wege finden und leitete sie aus Wäldern und Einöden zu menschlichen Ansiedelungen; sein Knurren warnte sie, wenn er die

Nähe eines Bären witterte; den einsam schleichenden Wolf trieb er in die Flucht und half ihr einmal, den Kampf gegen drei dieser Raubtiere zu bestehen. Mehrmals deuchte es Friedhilde, als ob er die Spur seines Herrn witterte, wenn er bald am Wege, bald in der Luft schnaubte, dann schmeichelnd an der Herrin empor, von ihr weg in kurzem Laufe in die Ferne und wieder zurücksprang, als ob er sie zur Beschleunigung der Wanderschaft antreiben wolle.

Jeden Abend, wenn sie Obdach suchend in ein Haus trat, fragte sie, wie weit sie noch entfernt sei von Marobods Stadt. Jeder Tag minderte ihre Kräfte, aber er verkürzte die Strecke.

Bleich und hohlwangig verließ sie eines Morgens wieder eine einsame Hütte, worin sie die Nacht über geruht hatte. Raun hatte sie das Frühstück berührt, das ihr reichlich geboten wurde; die gastlichen Leute wollten sie nötigen, einige Tage zu rasten, doch sie lehnte es ab. „Nur noch zwei Tage habe ich der Wanderung bis zu Marobods Stadt,“ sprach sie. „Allvater wird mich das Ziel erreichen lassen.“

Der Dezembersturm piff über die öde Heide, und ein graues Gewölke hing schwer am Himmel; es löste sich im Laufe des Tages in dicht fallende Schneeflocken auf, welche die Luft verfinsterten. Seit dem Morgen hatte Friedhilde keine menschliche Wohnung mehr gesehen, ihre Kräfte waren erschöpft; vergebens wollte sie sich noch aufraffen, gegen die Schwäche und den erstarrenden Frost ankämpfen; vergebens strebte Jasso, sie zu ermuntern — sie brach bewußtlos am Wege zusammen.

Der Hund schmiegte sich neben sie, ihr Wärme zu geben, und wartete eine Weile zu, ob sie nicht aufwache und den Weg weiter fortsetze. Plötzlich aber erhob er sich, streckte die Nase prüfend in die Luft und rannte querfeldein, indem er die unglückliche Herrin auf der Heide zurückließ, wo der Schnee, unablässig niederfallend, sie bald unter weißer Decke zu begraben drohte.

Als Friedhilde allmählich wieder zum Bewußtsein erwachte, fiel ihr Blick auf die Flamme eines Herdfeuers, sie selbst sah sich auf einem Bärenfell ruhend, das als Lotterbett in der Ecke einer Hütte ausgespannt war. Da sie sprechen wollte, versagten ihr die Worte; sie bewegte die lechzenden Lippen, und eine Frau eilte vom Herde herzu, um ihr einen aus Milch und Honig bereiteten Labetrunk zu reichen. Gierig schlürfte die von brennendem Durst Gequälte das warme Getränk; doch als sie getrunken, fielen ihr die Augen wieder zu, und wiederum umfing sie der Schlaf mit festen Banden.

Erst nach zwei Tagen erwachte sie mit vollem Bewußtsein, doch so matt und schwach, als sei sie an den Gliedern gelähmt. Sie sah ein junges Weib am Herdfeuer spinnen, einen Greis und einen jüngern Mann, den Bierkrug vor sich, am Tisch in der Ecke sitzen, ein Kind in einem Schaffell liegen, das als Schaukelwiege in der Mitte der Stube aufgehängt war. Zu den Füßen ihres Bettes lag Jasso.

Sie erfuhr in der Folge, daß er es gewesen war, der die Hütte aufgespürt hatte und durch sein Winseln und sein ausdrucksvolles Gebaren die Bewohner vermochte, ihm durch Sturm und Schneegestöber nach der Heide zu folgen, wo sie noch rechtzeitig kamen, um Friedhilde vor dem Tode des Erfrierens zu retten.

Jetzt aber lag sie krank; es füllte sich der Mond und schwand wieder hin, bis sie das Lager verlassen konnte. „Nur zwei Tageswanderungen von Marobods Stadt sollte ich erliegen?“ klagte sie oft.

„Die Himmlischen haben dich vom Tode gerettet,“ tröstete dann Wanda, die Hauswirtin; „sie werden dich nicht ungetröstet heimkehren lassen.“

Die Männer duldeten nicht, daß sie ihre Wanderung schon wieder begann, als sie sich kräftig genug dazu glaubte. Sonnenwende war vorüber und der Wintermonat mit seiner Schnee- und Eispacht gekommen; nur der Besitzer der Hütte, ein Mann in der vollen Kraft des Lebens, konnte sich von Zeit zu Zeit hinauswagen, um der kühnen Jagd zu pflegen und ein Wild als Nahrung in die Hütte zu bringen.

Noch ein voller Mondeslauf ging hin, bis in der Mitte des Hornung mildere Lüfte zu wehen begannen, die Tage sich verlängerten und unter den Strahlen der näherkommenden Sonne die Schneelasten in Wald und Feld hinschwanden.

Da sich Friedhilde nicht mehr zurückhalten ließ, sprach der Greis zu seinem Sohne, dem Hauswirt: „Gieb ihr Geleite bis jenseits des großen Waldes! Es könnte ein wilder Eber oder ein Rudel hungriger Wölfe die einsame Frau gefährden.“

Willig machte sich der Sohn auf. Von Wanda für den Weg sorglich mit Nahrung versehen, verließ Friedhilde mit Dank und Händedruck die Hütte, die ihr lange Obdach geboten hatte. Die Glückwünsche des Greises und der jungen Frau tönten ihr nach, als sie an der Seite des rüstigen Mannes in den sonnenhellen Morgen hinausschritt, Fasso unter lautem Gebell voraussprang und aber- und abermals zurückkehrte, um der Herrin seine Freude über den Neubeginn der Wanderung auszudrücken.

„Schau hin, Frau, da ist die Stadt des Königs Marobod! Fahre wohl! weder Bär noch Wolf wird dich hier mehr gefährden.“ Mit diesen Worten deutete Gernot vom waldigen Bergrand, wo sie standen, hinab in ein weites Thal, wo sich sonnbeglänzte Türme zum hellen Frühlingshimmel emporhoben.

„Willst du nicht mit mir hinabgehen in die Königsstadt?“ fragte Friedhilde.

„Ich habe sie schon einmal gesehen,“ versetzte der Mann; „mich verlangt nicht mehr danach; die Stadt hat steinerne Häuser, hohe Paläste und stolze Türme, aber schöner ist doch immer der grüne Wald und die sonnige Heide. Drum laß mich heimkehren, Frau, mögen dich die Himmlischen ferner geleiten wie bisher!“

Friedhilde die Hand schüttelnd wandte er sich um und schritt in den Wald

zurück. Lieber wollte er dort unter dem schützenden Dach verschlungener Buchen oder Tannen die Nacht zubringen, als in den steinernen Häusern der Königsstadt.

Friedhilde, nun einsam, wanderte mit raschem Schritte weiter. Vor ihren Blicken lag die Stadt, worin, wie sie sicher vermutete, ihr Gatte gefangen lag; darum regte die Hoffnung ihre Kräfte neu an. Fasso, der treue Hund, mochte dasselbe empfinden, denn er sprang erst froh an der Herrin hinauf, und dann eilig den Weg ins Thal hinab. Friedhilde folgte ihm und erreichte mit dem Erlöschen des Tages das erste Haus der Markomannenstadt. Eine offene Schmiedewerkstatt war an das kleine Haus angebaut. Noch glimmten die Kohlen, auf dem Amboss aber ruhte der Hammer; der Waffenschmied saß mit seiner Frau in der Stube am Tisch.

Es war ein altes Paar. Als Friedhilde durch die offene Thüre und über die niedere Schwelle schritt, ward ihr Gruß freundlich erwidert und ihr zugleich Platz am Tisch gemacht. Sie setzte sich, ohne sich nötigen zu lassen, und die alte Hausfrau holte vom Herdbrett eine kleine irdene Schale herab, worein sie ihr vom heißen Milchbrei goß, der flüssig gekocht wurde, um getrunken zu werden, denn Löffel waren noch nicht im Gebrauch. Hernach kam noch ein Stück Rauchfleisch, das der Hausvater mit dem Messer zerschnitt, worauf jedes seinen Anteil mit dem Brote verspeiste. Es war dies die gewöhnliche kräftige Abendmahlzeit der gemeinen Germanen. Das Herdfeuer gab Helle; als es erlosch, wurde es durch einen Kienspan ersetzt, den die Hausfrau in die ob dem Tisch befestigte Eisenflamme steckte.

Erst nachdem das Essen beendet war, fragte der greise Hausherr, den Blick auf Friedhilde heftend: „Woher kommst du und wohin geht dein Weg, junge Frau?“

Friedhilde berichtete ohne Rückhalt, warum sie die Heimat verlassen und was sie inzwischen erlebt habe. Schweigend hörte der greise Waffenschmied sie an; redseliger gab die alte Frau ihre Teilnahme zu erkennen.

„Hierher hat Marobod seine Gefangenen gebracht; hier muß ich meinen Gatten finden,“ schloß Friedhilde ihre Rede.

„Du hast recht, junge Frau,“ versetzte der alte Waffenschmied; „lebt dein Gatte, so muß er hier weilen, denn die Gefangenen hält König Marobod hier in strenger Hut; doch wird es schwer halten, bis du ihn findest.“

„Verzage darum nicht!“ setzte die alte Frau tröstend hinzu; „haben die Himmlichen dich bis hierher beschützt, so werden sie dich jetzt nicht verlassen.“

„Wollt ihr mich beherbergen, bis ich meinen Gatten gefunden habe?“ fragte Friedhilde.

„Es ist Platz an unserem Herde für dich,“ antwortete der Mann. „Bleibe, so lange du willst, und sei uns willkommen!“

„Deine frische Jugend ist wie ein Sonnenstrahl für unser einsames Alter,“ setzte die freundliche alte Frau hinzu. „Zwei unserer Söhne sind im Kriege

gefallen; der dritte steht in König Marobods Heer. Meine beiden Töchter sind ihren Männern in ferne Heimat gefolgt; darum ist unser Alter einsam, unser Haus öde.“

„Ihr habt einen Sohn in Marobods Heer? er wird mir Zugang zum Könige verschaffen,“ versetzte Friedhilde. „Allvater hat mich in euer Haus geleitet, darum nehme ich dankbar euer Obdach an.“

Die alte Frau wies ihr eine Ruhestätte in der Kammer an, die einst ihre Töchter innegehabt hatten. Der Hund legte sich als Wächter vor die Schwelle, bereit, jedem Feinde die Zähne zu weisen.

Am andern Tage sah Friedhilde den Sohn, der seine Eltern zu besuchen kam. Er war mit Brustharnisch, Helm und Schild bekleidet, wie die Römer, aber aus den Augen blickte ihm ein treues deutsches Gemüt. Verwundert schaute er auf die junge Frau, die an der alten Eltern Seite saß. Als er vernahm, in welcher Absicht sie vom Cheruskerlande hergewandert sei, zeigte er sich willig, ihr Zugang in der Königsburg zu verschaffen, sobald König Marobod zurückgekehrt sei, der sich jetzt an der Grenze von Böhmen befand.

Einen Monat durch saß Friedhilde bei den einsamen Alten des Abends am flackernden Herdfeuer und löste den Tag über die Hausfrau am Webstuhle ab. Ein Hausgewand für den Waffenschmied und ein schmucker Waffenrock für Gerwin, den Sohn, wurde von ihrer eifigen Hand gefertigt. Einmal ging sie auch aus, um nach den Gefangenen in der Königsburg zu spähen; doch die Burg war mit Wällen und Mauern umzogen, gepanzerte Wächter standen an den Pforten aufgepflanzt und verwehrten jeden Eintritt, jeden Blick. Die Stadt selbst mit ihren stolzen Häusern, die Männer und Frauen in römisch prunkenden Gewändern gewannen der Cheruskerin wenig Teilnahme ab.

Eines Abends brachte Gerwin die Meldung, daß König Marobod zurückgekommen sei. Am folgenden Tage geleitete er Friedhilde an den Wachen vorbei über Wall und Graben durch Pforten und Höfe der Burg bis zum innersten Gebäude, dem Palaste, in dem Marobod thronte. „Nun kann ich dich nicht weiter geleiten. Die breite Treppe führt zur Halle, darin Marobod tafelt,“ sprach er.

Sie sagte ihm Dank und schritt mutig weiter, die Treppe empor zur weiten Halle, aus welcher Gesang und Becherklang ihr entgegenscholl.

Die überraschten Diener wagten nicht, der Cheruskerfrau den Eingang zu wehren, denn wie eine Fürstin erschien sie in Gang und Blick, obschon ihr Gewand dem der Frauen von Marobods Hof gegenüber ärmlich erschien. Kühn schritt sie die Säulen der Halle entlang, an deren oberem Ende Marobod mit seinen vornehmsten Heerführern saß, die ihren Eintritt nicht beachtet hatten und nun die junge Frau, hochragend von Gestalt und mit blitzenden Augen, sich plötzlich gegenüberstehen sahen.

Friedhilde warf nur einen flüchtigen Blick über die Tafel, dann blieb ihr Auge auf der hohen Gestalt des Königs haften, der, wie seine Tafelgenossen, römische Kleidung trug. Erstaunt über ihr Eindringen und ihre kühne Haltung rief dieser ihr zu: „Was suchst du hier, Frau, an König Marobods Hof?“

„Ich suche meinen Mann, den du gefangen hältst, König Marobod,“ antwortete sie furchtlos.

Alle Blicke richteten sich auf sie, und erwartungsvolle Stille herrschte in der Halle.

„Wer bist du und wer ist dein Mann?“ fragte der König streng.

„Emiko ist sein Name, ein Edeling der Cherusker ist er. Vom Kriege gegen dich ist er nicht heimgekehrt und ward auch nicht unter den Toten gefunden. Darum machte ich mich auf nach deinem Lande, um ihn von dir loszubitten, wenn er dein Gefangener ist. Allvater wird's dir lohnen; mein Gatte ist ja kein römischer Feind, sondern ein Sohn Teuts, wie du und dein Volk.“

„Du hast den Weg vom Cheruskerland bis hierher zurückgelegt? ohne Schutz und ohne Geleitsmann?“ fragte Marobod erstaunt.

„Die Himmlischen haben mich geführt und geschützt,“ antwortete sie. „Auch war ich nicht ganz allein; ich hatte einen treuen Hund zur Seite.“

In Marobods Bügen verriet sich ein flüchtiger Kampf. Er konnte dem Heldenmut der jungen Frau seine Bewunderung nicht versagen, darum zögerte er mit der Antwort. Endlich sprach er, indem er die Augen von ihrem flehenden Blicke abwandte: „Edeling Emiko war unter den Gefangenen — er ist nicht mehr hier.“

„Ist er gestorben, seinen Wunden erlegen? denn nur als wunder Mann kann er entwaffnet worden sein,“ fragte sie erbleichend.

„Er ist genesen,“ antwortete Marobod; „doch du wirst ihn nicht wieder sehen — er war mein durch der Waffen Recht und ich konnte mit ihm schalten nach meinem Willen.“

„Wo ist er nun? was hast du mit meinem Gatten begonnen?“ fragte Friedhilde, indem ihre Stimme vor Aufregung zitterte.

Marobod machte eine Pause, als wolle er die Antwort verweigern; doch er empfand, daß die junge Cheruskerfrau die Halle nicht verlassen werde, ehe sie Gewißheit erhalten hatte. Sie mit Gewalt hinwegschleppen zu lassen, widerstrebte der Achtung, welche die germanische Sitte den Frauen erwies. Darum gab er nach einer Pause finsternen Blickes die Antwort: „Ich habe die Gefangenen an den römischen Prokonsul Drusus geschickt, wie Segestes, der Cheruskerfürst mit seinen eigenen Kindern, mit Hermanns Weib und ihrem Bruder, gethan hat. Drusus hat sie nach Rom ausgeliefert.“ Er brach ab, wider seinen Willen betroffen durch die Erschütterung, die Friedhilde verriet.

Sie verstummte zuerst, nur ihre Blicke sprachen; ein banges Schweigen herrschte in der Halle. Dann streckte sie die Arme anklagend zum Himmel empor und rief mit markdurchschneidender Stimme: „Wehe über dich, Marobod, der du die Söhne deines Bruderstammes den römischen Wölfen als Beute vorwarfst! Die hohen Götter haben deine That gesehen und werden sie strafen und deine stolze Macht brechen; als Gefangener Roms mögest du bar der Freude und Ehre hinsterven!“ Sie ließ die Arme sinken, wandte sich ab und schritt lautlos aus der Königshalle hinweg, ohne daß einer der Tafelgenossen oder der Diener ihr etwas in den Weg legte.

Als sie aus der Burgpforte trat, wartete Gerwin auf sie; Fasso aber, der treue Hund, sprang an ihr empor, als lese er in ihren Zügen, daß ihre Hoffnung zerstört sei und wolle sie trösten. Mit wenigen Worten kündete sie Gerwin an, welchen Bericht sie erhalten habe. Er begleitete sie zurück in die Waffenschmiede, wo er mit den beiden Älten ihr zusprach, daß sie, ihres Gatten beraubt, die ferne Heimat vergessen und bei ihnen bleiben möge. Obwohl zum Tode betrübt, weigerte sie sich dessen mit den Worten: „Noch leben mir Vater, Mutter und Brüder und harren mit Sehnsucht meiner Heimkehr.“

Nur den Abend brachte sie noch mit ihnen am Herdfeuer zu und verließ mit Sonnenaufgang das gastliche Dach, um die beschwerliche Rückwanderung nach dem Cheruskerland anzutreten. Erloschen war ihr der Stern, der ihr auf der weiten Wanderung bis jetzt so freundlich geleuchtet hatte, und sie kehrte als Witwe heimwärts; denn die Römer gaben so wenig wie das Grab ihre Gefangenen heraus.

Zur selben Zeit des Spätsommers, in der sie die Heimat ein Jahr zuvor verlassen hatte, langte sie in derselben an, der Freude beraubt, ohne laute Klage, aber stumm und ernst, der Welt abgekehrt, wie eine Matrone, über deren Scheitel viele Jahre hingegangen.

Nur eine Nachricht, die kurz nach ihrer Heimkehr durch die Gauen sich verbreitete, bewegte sie lebhaft, es war die Kunde vom Sturze des mächtigen Marobod. Chatwald, ein früher von ihm vertriebener Fürst der Gothonen, war mit seinen Mannen in Böhmeingefallen, hatte Verbündete unter Marobods wegen seiner römischen Gesinnung unzufriedenen Heerführern gewonnen, mit ihrer Hilfe seine Burg erobert und ihn zum schleunigen Rückzug aus Böhmeingezwungen.

Marobod flüchtete zu den Römern, die ihm Leben und Sicherheit gewährten, aber jede bewaffnete Hilfe verweigerten. Sie wiesen ihm Ravenna zum Aufenthalt an, den befestigten Ort, wo die meisten germanischen Gefangenen, unter ihnen auch Hermanns Gemahlin und Sohn, festgehalten wurden; dort lebte Marobod noch achtzehn Jahre, vergessen und wenig geachtet, in der Verbannung, bis er ruhmlos im Feindeslande hinstarb.